

Fortan schoss Wasser aus den Rohren

Ein neuer Brunnen, gegossen aus Waffenschrott. Ob sich die Tübinger im Sommer 1945 tatsächlich gewundert haben, als aus den Rohren „immer blos Wasser und nie MG-Feuer herauskam“? In einem „Geheimerbericht“, den das Stadtarchiv aufbewahrt, wird das jedenfalls behauptet. Dass die Stadtoberen im Herzen der Altstadt bald nach dem Krieg ein Zeichen des Friedens setzten, ist der Erinnerung wert. Ein Rückblick aus Anlass des bevorstehenden Anti-Kriegstages.

Von Hans-Joachim Lang



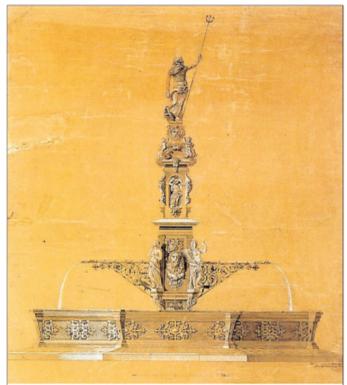
Am 3. Juli 1948 fiel die schwarz-rote Hülle, die bis zur Feierstunde auf dem Marktplatz den neuen Neptun verdeckt hatte. Der öffentliche Zuspruch war groß.

Tübinger hätte unmittelbar nach dem Krieg besser daran getan, Geld für andere Projekte auszugeben, empörten sich einige Kritiker. Dennoch setzten sich diejenigen durch, die vor allem den Brunnen im Sinn hatten. Nicht irgend einen, sondern den auf dem zentralen Platz der Stadt, auf dem Markt vor dem Rathaus. Aus dessen Brunnenbecken ragte nur noch ein steinerer Stumpf. Den bis Frühjahr 1945 noch verbliebenen Neptun-Torso hatte der erste Nachkriegs-Oberbürgermeister Viktor Renner wegen Bauflüchtigkeit vom Sockel nehmen lassen. Unmittelbar vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges hatte der Tübinger Steinmetz Georg Müller diesen Neptun-Brunnen aus Sandstein gehauen. Den Plan für die Säule („Seil“) entwarf der berühmte Renaissance-Baumeister Heinrich Schickhard. In seinem Tagebuch notierte er, dass ihm Bürgermeister und Gericht am 10. Januar 1617 einen bestimmten Geldbetrag vererbt hätten „wegen das ich in ein Abriss zu der Brunnen Seil auf dem Markt gemacht“. Schickard, der seinerzeit in württembergischen Diensten stand, wirkte unter anderem in Tübingen, wo er auch Mühlen modernisierte und unterschiedliche Gebäude plante. Zu seinen erhaltenen Werken gehören neben dem Marktbrunnen noch das untere Schlossportal und das Collegium Illustre, das heutige Wilhelmstift.

Ende des 16. Jahrhunderts hatte der schon zu seinen Lebzeiten sehr geschätzte Baumeister zwei längere Reisen nach Italien unternommen und dort die zeitgenössische Renaissance-Baukunst studiert. Wie sehr sie ihn für sein eigenes Schaffen inspirierte, kann man aus seinen Werken herauslesen, aber auch anhand seines mit zahlreichen Skizzen versehenen Reisetagebuchs überprüfen. Zu diesen Überlieferungen gehört auch eine Zeichnung aus dem Jahr 1599, die den Neptunbrunnen vor dem Papstpalast in Bologna zeigt. Schon der oberflächliche Blick offenbart die Ähnlichkeiten mit seinem späteren Tübinger Kunstwerk (siehe links unten). Wohlproportioniert passte sich der schlanke, hohe Brunnen in dem von hohen Giebeln gesäumten Platz ein. Dass ihn ein genialer Meister geschaffen hatte, interessierte im Laufe der folgenden Jahrhunderte offenbar wenig bis gar nicht, irgendwann ging das Wissen vorlängst verloren. Alle Stadtbeschreibungen jedenfalls enthalten keine nähere Angaben, sofern der Brunnen überhaupt erwähnt wird. Noch Mitte des 19. Jahrhunderts ratierte Karl Klüpfel in seiner Stadtgeschichte: „Ohne Zweifel so alt als das Rathaus ist der vor ihm stehende Brunnen, dessen Wasser aus dem entlegenen Hochland herangeleitet wird, und selbst das Neptunbild, das ihn schmückt, scheint aus sehr alter Zeit zu sein, da später ohne Zweifel von seiner

Aufrichtung etwas gemeldet worden wäre.“ Zusehends bröselte der Sandstein, Nixen verschwand, Ornamente brachen weg, und gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts mehrten sich die Stimmen, die einen vollkommenen Abbruch forderten. Alle waren sich einig, dass die Stelle nicht leer bleiben konnte, doch wie man sie wieder hätte füllen sollen, daran schieden sich die Geister. Am Ende fanden die Experten den bequemsten aller Kompromisse: Sie überließen das Kunstwerk dem weiteren Verfall, beauftragten aber wenigstens noch den hiesigen Bildhauer Karl Merz mit einem Gipsabguss für alle Fälle. Maßvoller Staatenlenker auf wackligen Füßen Wie gut man im Jahr 1904 daran getan hatte, sollte sich vier Jahrzehnte später erweisen, als man endlich handeln wollte, aber anhand der Überreste kaum noch eine Vorstellung davon hatte, wie das Original einmal ausgesehen haben könnte. Dies zumal, weil dem Neptun beide Arme und folglich auch sein kennzeichnender Dreizack fehlten. In der Etage darunter hatte Wasser aus dem entlegenen Hochland herangeleitet wird, und selbst das Neptunbild, das ihn schmückt, scheint aus sehr alter Zeit zu sein, da später ohne Zweifel von seiner

eine überlebt, auch sie schon schwer beschädigt. Als zum bitteren Ende kurz nach dem Krieg der nur noch auf wackligen Füßen stehende Neptun von seinem Podest genommen werden musste, gähnte nicht nur eine herbe Lücke im Zentrum der Stadt. Auch im übertragene Sinne fehlte nun der Gott der Plünder, den Künstler der Renaissance als maßvollen Staatenlenker ausdienten. Einer, der die Wogen im Gemeinwesen zu glätten vermochte. Nach der Katastrophe des Nationalsozialismus sehnten sich nicht wenige nach einer Renaissance, einer geistigen Wiedergeburt. Es hätte im öffentlichen Raum darum wohl kaum einen treffenderen Ausdruck dafür geben können als das Bedürfnis, vordringlich den zentralen Brunnen in der Stadt zu erneuern. Eine symbolische Hinwendung zu einer Lebendigkeit, die aus tiefer liegenden Quellen zu schöpfen vermag. Trotz großer Not ein Brunnenprojekt anzupacken, hat etwas entwerfend Sympathisches. Dies zumal auch im Schatten einer Universität, deren Gründer einst als Ziel für seine Unternehmung vorgegeben hatte, ... helfen zu graben den Brunnen des Lebens.“ Und zwar einen Brunnen, „daraus von allen Enden der Welt unversieglich geschöpft mag werden tröstliche und heilsame Weisheit, um das verderbliche Feuer menschlicher Unvernunft und Blindheit zu löschen.“



Das Tübinger Vorbild: der Mitte des 16. Jahrhunderts für die Piazza Nettuno in Bologna geschaffene Neptunbrunnen, gezeichnet von Heinrich Schickhard.

Der Sozialdemokrat Viktor Renner beauftragte in seiner kurzen Amtszeit als Oberbürgermeister gerade noch seinen Stadtbaumeister Karl Weidle mit einem Gutachten, wie denn nun am besten mit der Ruine zu verfahren sei. Der Marktbrunnen sei „einer der schönsten und wertvollsten im Land“, holte der Architekt daraufhin aus. Er kannte die Diskussion noch aus den 1930er Jahren, als einmal mehr über Neptuns Zukunft debattiert worden war, letztlich mit dem alten Für und Wider, abreißen oder instandhalten. Seinerzeit hatte der Gemeinderat ein Gutachten an einen Landesgeologen vergeben und war von ihm beschieden worden: „Die Abwitterung und Ablösung des Gesteins ist so weit fortgeschritten, dass sich ein Versuch der Wiederherstellung wohl nicht mehr lohnt.“ Aufgrund der schlechten Finanzlage vertrat man die eigentlich billige Konsequenz daraus auf einen St. Nimmerleinstag. Bei allem Dissens im Detail, hieß es und da sicher auch im Grundsatz, hatten sich die Stadtverantwortlichen letztlich immer geschaut, selbst wenn nur aus Schgegwohnheit oder Denkfaulheit, die von Schickhard für einen harmonischen Marktplatzindruck gefundene Lösung auf andere Weise zu erreichen. Die dafür ausschlaggebende Haltung kann in einem Aufsatz nachgelesen werden, in dem der Kunsthistoriker Julius Blum 1905 darlegte, warum man so wenig Vertrauen in zeitgenössische Künstler aufbringen könne. „Obwohl unsere Architekten und Bildhauer seit zwei Menschenaltern sich im Nachschaffen und Ergänzen alter Bau- und Bildwerke üben, haben sie es noch nicht dahin gebracht, ein Werk selbstständig zu bilden, dem nicht der charakteristische Stempel unserer unkünstlerischen Zeit aufgedruckt wäre.“ Und selbst bei noch so guten Entwürfen werde, weil es keine Steinmetze alten Stils mehr gebe, „die Ausführung verstümmelt.“

Bloß keine völlige Neugestaltung

Auf diese Bewertung kam auch Weidle zurück, ehe er in seinem Gutachten eine klare Position bezog und strikt gegen einen von Grund auf anderen Brunnen plädierte. Nichts dagegen, auch mal einen völlig neuen Brunnen in die Altstadt zu stellen, schrieb der Stadtbaumeister, darauf könnte man aber besser bei einer Neugestaltung des Holzmarktes zurückkommen, wenn man dort einmal eines ferneren Tages die frühere Freitreppe wiederherstellen wende. Jedes sei jede Neuschöpfung auf dem Marktplatz verhängnisvoll mit der vergleichenden Erinnerung einer Höchstleistung auf diesem Gebiet vorbelastet.

Weil der just abgeräumte Neptun „leider im Verfallstadium“ stand, kam für Karl Weidle nur eine Kopie in Frage, für die er jedoch keinen Steinmetz beauftragen wollte. Der städtische Architekt bevorzugte eine aus Bronze gegossene Kopie. Als Vorteil hob er hervor, dass sie nur einen Bruchteil der Steinkopie koste – „und so hätte man um sehr viel billigeres Geld einen edleren und haltbareren Brunnen als bisher“. Schon der Architekt Theodor Fischer hatte sich um die Jahrhundertwende herum für Bronze als das angemessenere Baumaterial ausgesprochen, was dann auch der Tübinger Bildhauer Karl

Merz aufgriff und schon 1904 vor Augen hatte, als er Abgüsse der noch vorhandenen Brunnenplastik herstellte. Nach dem Jahreswechsel 1945/46 übernahm Adolf Hartmeyer von seinem Parteifreund Renner mit dem Amt des Oberbürgermeisters auch noch die Leidenschaft, das Brunnenprojekt entscheidend voranzubringen. Sobald der Entschluss feststand, einen neuen Neptun in Bronze gießen zu lassen, beauftragte die Stadtobere die bewährte Württembergische Metallwarenfabrik (WMF) in Geislingen. Auf der Suche nach einem geeigneten Künstler vermittelte die Geislinger den im süddeutschen Raum weithin bekannten Freudenstädter Bildhauer David Fahrner. Da dessen Anwesen in den letzten Kriegstagen ausgebombt worden war, richtete ihm die WMF im Fabrikgebäude ein großes Atelier ein, das er die folgenden zwei Jahre für die Brunnenherstellung nutzen durfte. Zu seinem Auftrag gehörte nicht nur Neptun mit Dreizack und Delphin, sondern auch die Ergänzung fehlender Figuren anhand der Vorlagen und die Neuschöpfung der unteren Figurenreihe nach eigenen Ideen, da deren ursprüngliches Aussehen nicht überliefert ist.

Während Fahrner mit den ersten Vorbereitungen begann und an einem Modell für seine Vorstellungen arbeitete, dafür auch die vorhandenen Abgüsse und alte Fotos studierte, übernahm der Tübinger Bildhauer Heinrich Krauß im Frühjahr 1946 den Auftrag, das Becken herzustellen. Er schuf es nicht nur aus Stein, sondern konstruierte ein Eisenbetonbecken mit einer Plattenverkleidung aus Gauginger Kalkstein. Aus den äußerst harten Platten mussten die Ornamente mit dem Presslufthammer herausgearbeitet werden. Wo zuvor Plastersteine das Becken säumten, setzte Krauß aus dem Gauginger Gestein gefertigte Treppen. Seine Arbeiten hatten der Steinmetz und die ihm zugeordneten Bauarbeiter im Herbst 1946 bereits abgeschlossen, als mit dem komplizierten Säulenaufbau noch nicht einmal begonnen war.

Eine offene Frage war nämlich noch geblieben, wofür man den benötigten Rohstoff beziehen sollte. „Wir benötigen 1100 Kilogramm Kupfer, 350 Kilogramm Zinn, 400 Kilogramm Blei, 150 Kilogramm Messing und 800 Kilogramm Eisen“, meldete die WMF Ende Juli 1946 ans Tübinger Rathaus. Wie so oft in der Vergangenheit, setzte man dort zunächst auf die Bevölkerung und erließ einen Aufruf, Metall zu spenden. Es sei immerhin das erste Mal, hatte Oberbürgermeister Hartmeyer seine Zuversicht unterfüttert, „dass eine solche Spende für kulturelle und nicht für Kriegszwecke Verwendung finde“. Aber entweder war schon alles, was die Tübinger anbehalten konnten, in Kriegszeiten für die Waffenproduktion abgeben worden, oder sie waren schlicht desinteressiert an diesem Vorhaben. Unvermindert energisch motivierte Hartmeyer seine Räte im Oktober 1946, an den Plänen festzuhalten: „Wenn wir diese Aufgabe trotz der Schwere der Zeit heute lösen, so werden uns dafür noch spätere Geschlechter dankbar sein.“

In der Verlegenheit, keinen Rohstoff für das Friedenswerk zu finden, wandte sich der findige Oberbürgermeister an die französische Militärregierung, die ihm offenbar umgehend Unterstützung zusagte. Er werde „dem Herrn Gouverneur den Bedarf an Material für den Guss unterbreiten“, unterrichtete Hartmeyer seine Räte, weil er hoffe, „dass die Militär-



Im neuen Rankwerk des Marktbrunnens verbirgt sich beispielsweise dessen Schöpfer David Fahrner.



Das Stadtwappen flankieren die beiden Oberbürgermeister Adolf Hartmeyer (links) und Viktor Renner.



Als Blütenkelche getarnt: Schlossermeister Wilhelm Zwanger (links) und Steinmetz Heinrich Krauß.



Vis-à-vis: die Leiter des städtischen Hochbauamts und des Tiefbauamts, Paul Giesing und Adolf Sauter.



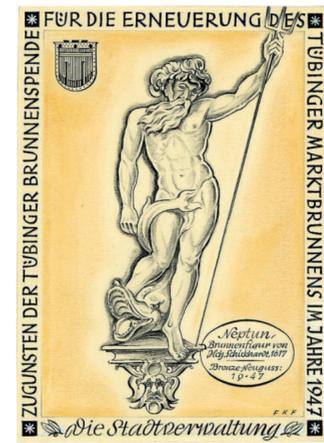
TAGBLATT-Verleger Will Hanns Hebsacker mit Blick auf das Ladengeschäft seines Lieblingsmetzgers Zeiher.



Bildhauer Karl Merz. Er hatte anno 1904 Abgüsse des Original-Neptunbrunnens genommen. Bild: Sommer

regierung ein Quantum Metall abgeben.“ Aus gutem Grund. Ortskundige Mitarbeiter des städtischen Bauhofs hätten nämlich eine mögliche Quelle zwischen der Reutlinger und der Stuttgarter Straße auf dem Gelände des früheren Heeresnebenzugamts entdeckt. Sofort wandte sich der OB an Capitaine Dorelli im Gouvernement Local, traf sich mit ihm passenderweise am Nikolaustag zu einer Ortsbesichtigung und nahm mit ihm, der volles Verständnis für die friedlichen Absichten signalisierte, die Verhandlungen auf. Das Ergebnis übermittelte eine Aktennotiz: „Dorelli ist bereit, die Stadtverwaltung zur Wiederherstellung des Marktbrunnens in Metall alles Altmaterial, das außerhalb der Gebäude im Nebenzugamt lagert und die Messingteile in dem einen Gebäude als Geschenk der Militärregierung zu übermitteln.“ Der französische Offizier hatte bei dieser Gelegenheit nicht versäumt, erzieherisch darauf hinzuweisen, „dass dieses

Material von den deutschen Militärdienststellen in Frankreich gestohlen worden sei.“ Aber ansonsten gab er sich großzügig und stellte, obwohl er als Angestellter der französischen Verwaltung gegenüber dem französischen Militär dazu gar nicht befugt war, eigenmächtig ein antiques Papier aus, das es ermöglichte, den von Maschinengewehren stammenden Schrott auf städtischen Lastwagen in den städtischen Bauhof zu karren. Aber wie rum dieses Material zur WMF nach Geislingen bringen, das in der amerikanischen Zone lag und darum einen Grenzübergang mit den damit verbundenen Kontrollen erforderte! Auskunft darüber gibt ein „Geheimerbericht“, den der spätere Oberbürgermeister Hans Gmelin 1955 mit seiner Paraphie zeichnete und mit der handschriftlichen Bemerkung zu den Akten gab, dass er „durch Dr. Weidle“ abgeben worden sei. Es ist kaum anders denkbar, dass sich hinter dem anonymen Verfasser Stadtdirektor



Weidle verberg, der auch einen offiziellen Bericht von den Vorgängen gegeben hatte und wie kein anderer über alle Einzelheiten informiert war. In dem „Geheimerbericht“ liest man denn, dass von vornherein klar gewesen war, dass der Waffenschrott nur „schwarz“, also illegal, in die andere Zone gefahren werden konnte. Und so muss man sich die Aktion dann vorstellen: „Man lud die MG-Teile nur als Bodendeckung und schmiss oben drauf Altsen, und als Transportführer bestimmte OBM Hartmeyer den Vorstand des Tiefbauamts Adolf Sauter auf die nicht ganz ungefährliche Mission. „Meinet Se“, soll er trocken erwidert haben, „für mir wär's am wenigsten schad, wenn se mechnappet!“

Dem „Geheimerbericht“ zufolge fügte er sich und fuhr im Morgengrauen eines empfindlich kalten Tages los. „An der Zollgrenze bei Neckartaltingen kroch der Posten aus dem warmen Mief heraus.“ Folgender Dialog wird überliefert: „Mo wöllet er na?“ – „Noch Geislinge.“ – „Was hent er do druff?“ – „O, Altsen.“ Ein prüfender Griff in die kalten Gegenstände schien es zu bestätigen. „Fahr zu!“ Dann aber ein Schreck auslösender Zuruf: „Halt au nom!“ Nachfrage: „Ka mei Kamerad et mitfahre bis Kirchheim?“ – „Ha freilich!“ Gesagt, getan, und drüben war der Schrott. Eine zweite Ladung fuhr Architekt Lukas Bäuerle, der ohne jegliche Hindernisse die Kontrolle von vier betrunkenen schwarzen Grenzern überstand.

Verantwortung auf mehr Schultern verteilt

Probleme bei den Amerikanern hat es dem Bericht zufolge keine gegeben, denen „scheinbar der Fall gar nicht übers Leberle gekrochen zu sein“. Nur die Arbeiter bei der WMF sollen geflucht haben, weil sie in unzähligen Stunden die mit Stahlteilen verschraubte, verrostete und verbickene Bronze „entflechten“ mussten. In der Zwischenzeit hatte der Oberbürgermeister begonnen, die Verantwortung für das Projekt auf mehr Schultern zu verteilen und den Rückhalt in der Bevölkerung zu suchen. Er gründete einen Ausschuss mit 32 örtlichen Honorarorten und warb in einer nichtöffentlichen Beratung mit den Mitgliedern des von den Franzosen eingesetzten Gemeinderats für die Finanzierung des Brunnenprojekts überwiegend durch Spenden, eventuell sogar durch eine Lotterie. TAGBLATT-Mitverleger Will Hanns Hebsacker, auch Mitglied im Gemeinderat, wird im Protokoll mit dem Beitrag zitiert, „er traue der Tübinger Bevölkerung so viel zu, dass sie die erforderlichen Mittel durch Spenden aufbringe“.

Hebsacker wie Landrat Julius Goes betätigten sich fortan als Hochleistungsaktoren für die nun einsetzende Spendenkampagne. Das SCHWÄBISCHE TAGBLATT stiftete 100 000 Werbekarten, die in der „Tübinger Chronik“ gedruckt und zugunsten des neuen Brunnens verkauft wurden. Mit Kässchen zogen Sammler von Haus zu Haus und in den Ämtern von Büro zu Büro. Begleitend erschienen auch in auswärtigen Zeitungen Artikel, die über dieses Vorhaben informierten, sogar das „Spanndauer Volksblatt“ berichtete. Am Ende summierten sich die unzähligen Kleinbeiträge zu der stolzen Summe von 92 894,32 Reichsmark, womit der Brunnen kurz vor der Währungsreform schon fast finanziert war. Mit Verweis auf diesen breiten Schulterschluss leichten die Brunneninitiatoren Anwürfen heftig begeg-

Linkes Bild: Der Tübinger Fotograf Paul Sinner fotografierte den Neptunbrunnen im Jahr 1894. Stadtarchiv Tübingen

Mittleres Bild: Spenderkarte zugunsten des Neptunbrunnens, gezeichnet von einem Tübinger Künstler, gestiftet vom SCHWÄBISCHEN TAGBLATT, gedruckt von der „Tübinger Chronik“.

Rechtes Bild: Suchbild im Rankwerk des Neptunbrunnens. Auf dieser zur Kirchgasse weisenden Seite sind rund ums Tübinger Stadtwappen vier Köpfe zu erkennen, die auch oben einzeln abgebildet sind. Links unten zusätzlich noch die Silhouette von Stadtbaumeister Karl Weidle. Bild: Sommer